Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift

Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz

Band: 83 (2012)

Heft: 10: Wunschkinder : Getestet - und für gut befunden

Artikel: Pränataletests : ein Gespräch über Behinderung, Verantwortung und Gewissen : "Der Druck auf werdende Eltern steigt"

Autor: Leuenberger, Beat / Tremp, Urs / Hofmann, Markus

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-803810

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pränataletests: Ein Gespräch über Behinderung, Verantwortung und Gewissen

«Der Druck auf werdende Eltern steigt»

Der neue Bluttest für Trisomie 21 und andere Untersuchungen des ungeborenen Kindes werfen grundsätzliche Fragen auf: Wollen wir eine behindertenfreie Gesellschaft? Und werden Eltern mit behinderten Kindern zunehmend gesellschaftlich geächtet?

Interview: Beat Leuenberger und Urs Tremp

Frau Studer, Herr Hofmann, haben Sie Kinder?
Markus Hofmann: Ja, wir haben einen Sohn.
Lilian Studer: Nein, ich habe keine Kinder.

Frau Studer, wünschen Sie sich Kinder?
Studer: Ja.

Und Sie werden auf eine pränatale Diagnostik verzichten?
Studer: Ich glaube schon. Ich sage zwar nicht, dass ein Test nur etwas Negatives wäre. Die Frage ist aber: Wie gehe ich mit diesem Test um? Da sehe ich die Gefahren.

Warum?
Studer: Weil Eltern diesen Test oft in einer Art Kurzschlusshandlung durchführen lassen. Ist der Test für eine Trisomie 21 positiv, stehen die werdenden Eltern meist ziemlich unvorbereitet vor der Frage: Was heisst das, und was machen wir nun?

Herr Hofmann, ist es eine zu intime Frage, wenn wir wissen wollen, ob Sie und Ihre Frau abklären liessen, ob Ihr Kind mit einer Trisomie 21 auf die Welt kommen wird?
Hofmann: Nein, dazu stehe ich: Wir haben die Tests gemacht. Vor allem, weil meine Frau über 35 Jahre alt war. Wir haben allerdings nicht alle Möglichkeiten genutzt.

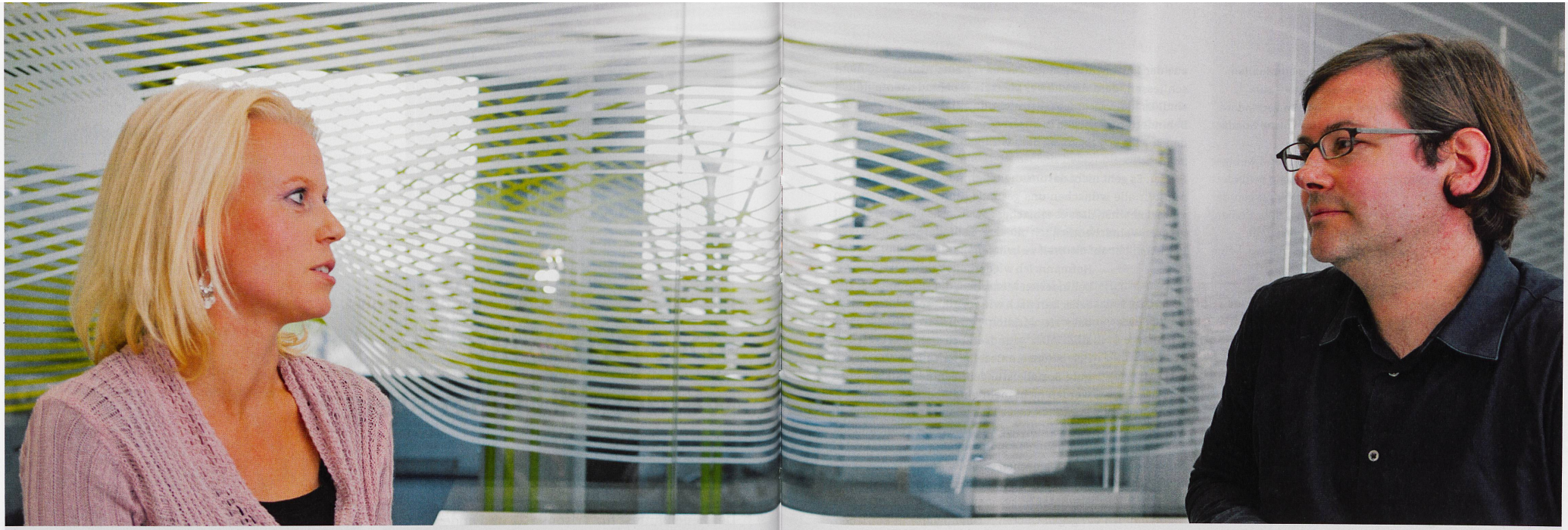
Das heisst ...
Hofmann: ... wir verzichteten auf invasive Tests, nachdem die Ärztin nichts Verdächtiges erkennen konnte. Wären die Tests positiv ausgefallen, hätte dies freilich nicht geheissen, dass wir uns zwangsläufig für eine Abtreibung entschieden hätten.

Sondern?
Hofmann: Selbstkritisch muss ich sagen: Wir haben uns vorgängig vielleicht zu wenig überlegt, was wir getan hätten, wenn >>

Die Gesprächspartner

Lilian Studer, 34, ausgebildete Lehrerin für Textiles Werken, ist gegenwärtig Redaktorin bei der TV-Sendung «Fenster zum Sonntag-Talk». Zuvor war sie Fachmitarbeiterin Blaues Kreuz (Prävention und Gesundheitsförderung). Studer ist Grossrätin/Fraktionspräsidentin der EVP im Kanton Aargau. Sie ist Präsidentin von Benevol Aargau, der Fach- und Vermittlungsstelle für Freiwilligenarbeit.

Markus Hofmann, 43, ist Inlandredaktor der «Neuen Zürcher Zeitung» (NZZ) mit Spezialgebiet Sozialpolitik. Er ist ausgebildeter Jurist (Dr. iur.) mit einer Zusatzausbildung in Angewandter Ethik (Master of Advanced Studies in Applied Ethics). Hofmann war wissenschaftlicher Assistent an der Universität Zürich (Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie). Er ist zudem Vorstandsmitglied der Museumsgesellschaft und des Literaturhauses Zürich.



Lilian Studer und Markus Hofmann: «Natürlich kann man bei einem Geschenk das Gefühl haben, dass man es sich nicht so gewünscht hat.» «Im Zusammenhang mit einer Schwangerschaft habe ich Mühe mit dem Begriff ‹Geschenk›.»

Fotos: Monique Wittwer

der Test positiv ausgefallen wäre. Sicher hätten wir uns nicht reflexartig oder – wie Frau Studer sagt – in einer «Kurzschlusshandlung» für eine Abtreibung entschieden. Es gibt ja auch die Möglichkeit, sich vorzubereiten, sich kundig zu machen, was diese Behinderung bedeutet und wie sich das Leben mit einem behinderten Kind gestaltet.

«Es gibt auch die Möglichkeit, sich auf ein behindertes Kind vorzubereiten.»

Gibt es für Sie denn Behinderungen, die weder für das Kind noch für die Eltern noch für die Gesellschaft annehmbar sind?

Hofmann: Es gibt Behinderungen, die sind derart schwer, dass ein Kind kaum eine Lebenserwartung oder nur eine von wenigen Tagen hat. Dann ist es ein persönlicher Entscheid, ob man dies mit einer Abtreibung verhindern will. Entscheidet man sich dafür, ist das sicher auch gesellschaftlich weniger umstritten.

Tatsächlich, Frau Studer?

Studer: Ich kann mir persönlich nicht vorstellen, dass ich abtreiben würde. Das Leben ist ein Geschenk, auch wenn es nicht – in Anführungszeichen – perfekt ist oder so ist, wie wir uns ein perfektes Lebewesen vorstellen. Ich gebe zu bedenken: Schon in früheren Zeiten sind behinderte Kinder zur Welt gekommen. Unsere Vorfahren hatten nicht die medizinischen Möglichkeiten von heute zur Verfügung. Sie haben diese Kinder zur Welt gebracht, auch wenn sie nur kurze Zeit zu leben hatten. Das war möglicherweise sogar hilfreich, weil es möglich machte, dass die Eltern dem Kind das Leben schenkten – wenn auch nur für eine kurze Zeit – und auch würdig wieder von ihm Abschied nehmen konnten.

Warum soll ein kurzes Leben mit einem schwer behinderten Kind für die Eltern hilfreich sein?

Studer: Eine Abtreibung lässt einen würdigen Abschied nicht zu. Trotzdem ist es ein Abschied – einer, der viele Frauen hilflos zurücklässt. Denn in ihrem Bauch ist ja spürbar Leben entstanden. Und dieses wurde einfach abgestellt – ohne Abschied.

Sie sagen, dass für Sie persönlich eine Abtreibung nicht in Frage kommt. Empfehlen Sie auch anderen Frauen, ein schwer behindertes Kind in jedem Fall auszutragen?

Studer: Das empfehle ich auch anderen Frauen, ja. Eine Empfängnis ist in jedem Fall ein Geschenk. Und nicht jede Frau kann eine Abtreibung einfach wegstecken.

Herr Hofmann, ist ein Kind tatsächlich ein Geschenk, das man in jedem Fall annehmen muss?

Hofmann: In diesem Zusammenhang habe ich Mühe mit dem Begriff «Geschenk». Von wem bekomme ich denn dieses Geschenk? Und welche Verpflichtung habe ich gegenüber diesem Geschenk und gegenüber dem Schenkenden? Natürlich ist ein Kind etwas sehr Schönes, etwas sehr Bereicherndes. Aber ein Geschenk?

Etwas prosaischer würden Sie sagen: Es liegt in der Natur eines jeden Lebewesens, dass es sich fortpflanzt – und das gilt auch für den Menschen?

Hofmann: Ja.

Studer: Ich bleibe beim Begriff «Geschenk». Natürlich kann man auch bei einem Geschenk zuerst einmal das Gefühl haben, dass man es nicht unbedingt braucht oder dass man es sich nicht so gewünscht hat. Aber man kann auch eine neue Einstellung zu einem Geschenk entwickeln. Ich glaube, das kann auch so sein, wenn man ein behindertes Kind zur Welt bringt. Ich kenne diese Erfahrung jedenfalls von Eltern, die ein Kind mit Trisomie 21 haben.

«Eine Abtreibung lässt den würdigen Abschied von einem ungeborenen Kind nicht zu.»

In diesem Fall ist für Sie die Pränataldiagnostik, als würde man das Geschenkpapier eines Weihnachtsgeschenks lange vor dem Weihnachtstag wegreissen und das Geschenk sofort zurückgeben, wenn es einem nicht gefällt?

Studer: Daran ist etwas Richtiges. Übertragen auf unser Thema möchte ich sagen: Alle Eltern wünschen sich ein gesundes Kind – und ich wünsche allen Eltern ein gesundes Kind. Aber keine Eltern haben die Garantie, dass ihr Kind gesund bleibt oder dass kein Unfall passiert. Die Pränataldiagnostik will uns die Garantie geben, dass wir nur noch gesunde Kinder auf die Welt bringen. Das übt einen ziemlichen Druck auf werdende Eltern aus – und überfordert sie auch.

Hofmann: Noch kurz zum Geschenkpapier, das man vor der Zeit aufreisst: Das ist ein schönes Bild. Man redet heute ja auch von Schwangerschaft auf Probe. Man nutzt die Frist, die einem vom Strafgesetzbuch für die straffreie Abtreibung gegeben ist, um das werdende Kind zu testen. Und da gebe ich Ihnen recht, Frau Studer: Diese Möglichkeit hat die Sache für die Eltern nicht einfacher gemacht. Man muss sich heute im Voraus viel mehr Gedanken machen, wenn man ein Kind möchte. Es ist nicht mehr ratsam, unbedacht Eltern zu werden. Das heisst aber auch: Wer ein behindertes Kind zur Welt bringt, wird nicht sagen können, er hätte nicht gewusst, worauf er sich einlässt.

Dann geben Sie Frau Studer recht, wenn sie sagt: Der Druck auf die Eltern steigt mit jedem neuen pränatalen Test?

Hofmann: Ja. Aber dieser Druck muss nicht nur negativ sein. Wir müssen uns auch in anderen Lebensbereichen mit vielen Informationen versorgen, um einen vernünftigen Entscheid fällen zu können. Warum soll das nicht so sein, wenn wir Eltern werden wollen? Der Druck steigt aber auch für die Ärzte. Sie werden gezwungen, eine gute Beratung anzubieten. Das ist nichts Schlechtes.

Studer: Ich möchte noch einmal betonen: Wichtig und entscheidend ist, wie wir mit all diesen Informationen umgehen.

Die Frage, wie wir mit der immer differenzierteren Pränataldiagnostik umgehen, hat auch einen gesellschaftlichen Aspekt: Sehen Sie eine Gefahr, dass Eltern mit einem

>>

behinderten Kind mehr und mehr als Belastung empfunden werden, weil sie öffentliche Gelder beanspruchen – zum Beispiel für Sonderschulen –, obwohl sie ja hätten verhindern können, dass sie ein Kind zur Welt bringen, das solche Sonderschulen braucht?

Studer: Das ist so. Und wir leben heute mit bedeutend weniger Menschen, die von Geburt an körperlich oder geistig behindert sind, als früher. Hier spürt man bereits die Auswirkungen der Pränataldiagnostik. Es sind doch über 90 Prozent aller Frauen, die abtreiben, wenn der Trisomie-21-Test positiv ausfällt.

Hofmann: Das stimmt. Aber es ist nicht so, dass es keine behinderten Menschen mehr gibt. Aber in diesem Punkt ist auch die Behindertenpolitik gefordert. Behinderte Menschen sollten vermehrt integriert werden – in unser Arbeitsleben, in unseren Alltag. Sonst ist mit einem Mal einer Mehrheit nicht mehr bewusst, dass es Menschen gibt, die anders sind – und dass dies nichts Schlechtes ist. Es wäre gefährlich, wenn diese Mehrheit die Unterstützung für behinderte Menschen beschneiden würde. Dennoch wird der gesellschaftliche Druck, dass wir keine behinderten Menschen zur Welt bringen sollten, überschätzt.

«Es ist nicht so, dass es keine behinderten Menschen mehr gibt in unserer Gesellschaft.»

Studer: Mich dünkt aber doch, dass mit zunehmendem medizinischem Know-how das Ideal des perfekten Menschen in vielen Köpfen herumgeistert. Und das Vorbild des starken, leistungsfähigen Menschen, das unsere Gesellschaft prägt, ist auch nicht eben behindertenfreundlich.

Ist denn – ganz generell – die Pränataldiagnostik behindertenfeindlich?

Studer: Ja. Die hohe Zahl an Abtreibungen bei einem positiven Trisomie-21-Test ist ein Zeichen für die Behindertenfeindlichkeit. Man verhindert das Leben von Menschen, die vielleicht trotz ihrer Behinderung ganz viel Freude an ihrem Leben gehabt hätten.

Hofmann: Ich finde diesen Schluss etwas gar kurz. Man kann aus der Entscheidung eines Paares für eine Abtreibung nicht schliessen, dass diese zwei Menschen behindertenfeindlich sind. Es kann ja umgekehrt nicht das Ziel sein, die Zahl der Behinderten Menschen in unserer Gesellschaft zu erhöhen, um den Beweis zu erbringen, dass wir nicht behindertenfeindlich sind.

Studer: Es geht nicht darum, mehr behinderte Kinder zu gebären. Wir alle wünschen uns gesunde Kinder. Aber es ist nun einmal Realität, dass es einfacher geworden ist, Kinder, die mit grosser Wahrscheinlichkeit mit einer Behinderung auf die Welt kämen, nicht auf die Welt zu bringen.

Hofmann: Ich wiederhole: Wichtig ist, dass die behinderten Menschen, die es in unserer Gesellschaft nach wie vor gibt, so zu integrieren, dass sie wirklich Teil unserer Gesellschaft sind. Aber grundsätzlich behindertenfeindlich ist unsere Gesellschaft nicht. Wir haben gute Sozialleistungen, behinderte Menschen werden nicht mehr eingesperrt ...,

Studer: ... und die Bauvorschriften sind auch immer behindertenfreundlicher geworden.

Trotzdem: Behinderte Menschen verschwinden aus unserem Blick. Wie sollen wir sie besser in unserer Arbeitswelt und in unseren Alltag integrieren?

Hofmann: Ich bin gegen Quoten für Behinderte in Betrieben. Der Quotenbehinderte, das wäre auch wieder eine Diskriminierung. Ich bedaure vielmehr, dass es die Patrons von früher nicht mehr gibt, die es als ihre soziale Pflicht ansahen – aus welcher weltanschaulichen Haltung heraus auch immer –, Menschen zu beschäftigen, die handicapiert waren. Sie haben ihnen Aufgaben zugewiesen, die sie ihrer Leistungsfähigkeit entsprechend und zum Erfolg eines Unternehmens erfüllten. Das ist für mich fast der Idealfall. Schön, wenn es wieder mehr von diesen Patrons gäbe.

Sie glauben tatsächlich, wenn behinderte Menschen in unserem Alltag präsenter wären, würden Verständnis und Toleranz diesen Menschen gegenüber steigen?

Studer: Ich denke schon. Die Menschen wären mit Situationen und Verhalten konfrontiert, über die sie sich Gedanken machen müssten und die sie heute eher ausblenden – nicht aus bösem Willen, sondern weil sie im Alltag nicht mit diesen Situationen und diesem Verhalten konfrontiert sind.

Hofmann: Wir haben heute gut ausgestattete Heime und Einrichtungen für behinderte Menschen. Das hat möglicherweise den Trend verstärkt, dass die Menschen aus unserem Arbeitsleben und unserem Alltag verschwunden sind. Es wäre sicher förderlich für Verständnis und Toleranz, wenn behinderte Menschen in unserem täglichen Umfeld zeigen und beweisen könnten, wie sie ihr Leben meistern und dass sie es eben meistern – anders als wir, aber auch erfolgreich.

Lilian Studer: «Die hohe Zahl an Abtreibungen bei einem positiven Trisomie-21-Test ist ein Zeichen von Behindertenfeindlichkeit.»

Können wir Nichtbehinderten denn umgekehrt von behinderten Menschen profitieren, etwas von ihnen lernen?
Hofmann: Was heisst profitieren? Ökonomisch? Wir können sie als Bereicherung unseres Lebens ansehen, so wie jede Begegnung und Bekanntschaft eine Bereicherung ist.
Studer: Gerade Trisomie-21-Menschen haben oft ein Feingefühl, das uns abgeht, uns aber guttun würde.

Ist das nicht auch eine etwas kitschige Sicht: Da der feinfühlige, von der Gesellschaft verstossene Behinderte, und neben ihm der tumbe, weltbeherrschende Normalo, der längst alle Sensibilität verloren hat?
Studer: Halt, halt. Ich sage nicht, dass die behinderten Menschen nicht auch nerven und unsere Geduld strapazieren können. Aber das kann auch jeder andere Mensch. Schliesslich kommt es darauf an, dass Eltern von behinderten Kindern ebenso wie die Eltern von nichtbehinderten Kindern sagen können: Unser Kind macht uns viel Freude.

Je mehr wir das Erbgut analysieren können, desto mehr Behinderungen können wir verhindern. Läuft unsere Gesellschaft nicht zwangsweise in Richtung behindertenfreie Welt?
Studer: Was heisst behindertenfrei? Ich bin ja auch nicht zu allem fähig und so gesehen auf vielen Gebieten behindert. Eine Gesellschaft lebt doch davon, dass die Menschen sich ergänzen. Wir brauchen uns gegenseitig. Da haben sicher auch behinderte Menschen ihren Platz und ihre Aufgabe.
Hofmann: Eine behindertenfreie Gesellschaft ist eine Utopie. Unsere Genetik ist zu komplex, als dass man sie so steuern könnte, dass es keine Mutationen mehr gibt, die zu Behinderungen führen. Für mich wäre eine behindertenfreie Gesellschaft eine negative Utopie: Was Behinderung heisst, ist auch gesellschaftlich definiert. Ich bin überzeugt, dass eine «behindertenfreie» Gesellschaft bald neu definieren würde, wer behindert ist und wer nicht.

«Wir sollten Menschen mit Behinderung als Bereicherung des Lebens ansehen.»

Die Entschlüsselung unserer Gene wird eines Tages auch möglich machen, Kinder vor der Geburt bis zur Haar- und Augenfarbe zu designen. Wie kommt diese Aussicht bei Ihnen an?
Hofmann: Welche Farbe Haare und Augen haben, das überlasse ich dem Schicksal. Wenn aber eine schwere Erbkrankheit droht, würde ich alles unternehmen, dass mein Kind davon nicht betroffen ist. Da geraten wir in die PID-Diskussion, in die Diskussion um die Präimplantationsdiagnostik. Da möchte ich grundsätzlich sagen: Man darf niemandem vorschreiben, wie er damit umgeht, wenn die PID dereinst auch in der Schweiz möglich sein wird – ob er auf Kinder verzichtet, weil das Risiko einer Erbkrankheit zu gross ist, oder aber er die neuesten Erkenntnisse und Techniken der Medizin nutzt, um solche Krankheiten zu verhindern. Umgekehrt darf man aber niemandem vorschreiben, dass er PID machen lassen muss. Und schliesslich stellt sich die Schwierigkeit, zu definieren, welche Erbkrankheiten als schwer zu bezeichnen sind.

Und diese Liste definiert dann auch, welche Krankheiten einem Menschen zumutbar sind und welche nicht?

Markus Hofmann: «Für mich wäre eine behindertenfreie Gesellschaft eine negative Utopie.»

Hofmann: Ich glaube nicht, dass es möglich ist, für alle gültig zu definieren, was in welchem Fall zumutbar ist und was nicht. Es wäre fragwürdig, eine Liste zusammenzustellen, welche die Krankheiten definiert, bei denen eine PID erlaubt sein soll. Es bestünde nämlich die Gefahr, dass den Menschen, die diese Krankheit haben, ein Stigma anhaftet. Ihre Eltern müssten mit dem Vorwurf leben, sich nicht an die gesetzlichen Vorgaben gehalten zu haben. Aber das Recht, über eine Elternschaft zu entscheiden, muss grundsätzlich immer bei den Eltern liegen.

Aber auch Eltern müssen sich doch moralisch-ethisch an etwas orientieren können?
Hofmann: Um in der Sprache der Wirtschaft zu reden: Es gibt auf dem Feld der Moral und der Ethik verschiedene Player: Es gibt den Gesetzgeber, es gibt Ethikkommissionen mit beratender Funktion, es gibt die Parteien mit ihren moralisch-weltanschaulichen Positionen. Und schliesslich gibt es die Kirchen und Glaubensgemeinschaften mit Wertvorstellungen und Handlungsregeln. Aber am Ende bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als ganz für uns allein zu entscheiden, wem oder welcher Moral wir folgen wollen und wie wir unser Gewissen ausbilden.

Aber einen gesamtgesellschaftlichen Konsens, was Gut und was Böse ist, brauchen wir doch, sonst funktioniert unser Zusammenleben gar nicht.
Hofmann: Ein liberales Grundprinzip wäre zum Beispiel, dass man sich gegenseitig keinen Schaden zufügen soll. Auch die Menschenrechte können als grundlegende Prinzipien betrachtet werden.

>>

Lilian Studer und Markus Hofmann im Gespräch mit den Curaviva-Redaktoren Beat Leuenberger (rechts hinten) und Urs Tremp in den Räumlichkeiten von Curaviva Zürich: «Wer muss die Grenzen setzen? Der Gesetzgeber? Die Kirchen? Unser Gewissen?»

Studer: In einer modernen Gesellschaft ist unabdingbar, dass verschiedene Wertvorstellungen nebeneinander Platz haben. Ich bin zwar eine gläubige Christin, aber ich darf andere nicht zwingen, mein Weltbild zu übernehmen. Wir müssen eine Gesellschaft schaffen, die es aushält, dass es verschiedene Wertvorstellungen und Weltanschauungen gibt. Aber dies geht natürlich auch nicht ohne bestimmte Werte wie Toleranz, Rücksicht, Respekt und so weiter.

Und an was ist die Forschung gebunden? Gibt es in der Forschung kein Gut und Böse?

Hofmann: Es liegt in der Natur des Menschen, dass er sich selbst und seine Umwelt umgestaltet. Wir wären wohl keine Menschen, wenn wir unsere Umwelt nicht beeinflussen würden. Man denke nur an die Landwirtschaft, die einen starken Eingriff in unsere Umwelt darstellt. Per se ist Umformung nichts Schlechtes. Zur Umformung gehört auch die Erforschung der Natur. Das soll erlaubt sein. Was man aus den Forschungsergebnissen macht, da gilt für mich wiederum: Es darf nicht zum Schaden von Mensch und Umwelt sein.

Glauben Sie denn, man könne so einfach sagen, was gut ist für die Menschen und die Menschheit – zum Beispiel bei der Genmanipulation?

Hofmann: Ich teile die Befürchtungen der Genforschungskritiker nicht, dass wir die Welt mit Hilfe der Genmanipulation nach unserem Willen gestalten können. Es passiert noch immer vieles, auf das wir keinen Einfluss haben. Ich denke zum Beispiel an Erdbeben oder an neue Krankheiten. Da haben wir trotz aller Forschung noch immer kaum eine Chance, Einfluss zu nehmen oder diese Bedrohungen gar zu beherrschen.

Studer: Wir tragen eine Verantwortung dafür, was wir mit unseren Möglichkeiten machen. Wir sollen Verantwortung übernehmen – aber im Bewusstsein, dass wir keine Übermenschen sind, sondern Menschen mit Grenzen. Und es gibt Grenzen, die aus ethischen Gründen nicht überschritten werden dürfen.

Und wer muss die Grenzen setzen? Soll der Gesetzgeber die Forschung einschränken?

Hofmann: Grundsätzlich soll die Forschung möglichst frei sein. Gleichzeitig muss der Gesetzgeber aber darauf schauen, was die Forschung macht. Es ist ja auch unser Geld, das in die Forschung investiert wird. Aber grundsätzlich gilt für mich: je weniger Schranken, desto besser.

Dass die Forschung aus dem Ruder läuft, davor fürchten Sie sich nicht?

Hofmann: Wir sind davor nicht gefeit. Aber die Ergebnisse der Forschung kennt man eben nicht im Voraus. Es gehört zum Wesen der Forschung, dass sie Risiken in sich birgt. Mit dem Vorsorgeprinzip und einer klugen Technikfolgen-Abschätzung können wir Unerwünschtem vorbeugen.

Studer: Es gibt bereits heute gesetzliche Bestimmungen für die Forschung. Die Forschung kann also nicht einfach machen, was sie will. Darüber bin ich froh. Es gibt nämlich nicht nur verantwortungsvolle Forscher.

Wird denn die immer differenziertere, präzisere pränatale Diagnostik unsere Gesellschaft nachhaltig verändern? Bewegen wir uns bereits in diese Richtung?

Studer: Diese Entwicklung ist tatsächlich längst im Gang. Ich wiederhole mich: Die Zahl der Abtreibungen nach Trisomie-21-Tests spricht da eine deutliche Sprache.

Hofmann: Ich glaube auch, dass diese Veränderung stattfindet. Die Frage ist nur: Waren zuerst diese Tests, oder waren zuerst die gesellschaftlichen Veränderungen, die diese Tests erst möglich gemacht haben? Es ist fraglos so, dass wir heute andere Entscheidungen fällen als frühere Generationen. Aber für unsere Grosseltern standen diese Fragen einfach nicht zur Debatte. Die heutige Gesellschaft ist durch Liberalisierung, Säkularisierung und technischen Fortschritt eine ganz andere geworden. In ihr erst sind diese Tests möglich geworden – aber auch, dass wir darüber reden. ●